

# *Leo Brandt Vortrag*

## VON DR. BURKHARD SPINNEN

---

**THEODOR FONTANE: „VOR DEM STURM“.  
EIN ZIEMLICH VERKORKSTER ROMAN, AUS DEM WIR  
AUCH GAR NICHTS LERNEN KÖNNEN. ODER DOCH?**

9. Oktober 2019  
Akademie der Wissenschaften und der Künste  
Nordrhein-Westfalen

## Sehr geehrter Herr Präsident, meine sehr geehrten Damen und Herren,

wie ist es eigentlich dazu gekommen, dass ich jetzt und hier vor Ihnen stehe?

Eine möglicherweise philosophisch überhöhte, aber auch vollkommen richtige Antwort könnte lauten: Ich habe in meiner gesamten Lebenszeit keinen einzigen Schritt getan, der verhindert hätte, dass ich jetzt vor Ihnen stehe. Es gab viele richtige Schritte hin zu diesem Tisch in diesem Saal, sehr viele Schritte, auf die es nicht ankam, aber keinen einzigen, der es verhindert hätte – denn sonst stände ich ja nicht hier.

Aber Vorsicht! Derart mathematisch-philosophisch über das eigene Leben nachzudenken, kann leicht zu Schwermut führen. Ich weiß, wovon ich rede. Also werde ich lieber konkreter: Einer meiner vielen richtigen Schritte war, dass ich vor etlichen Jahren, als ich bemerkte, wie nah mir die Literatur Theodor Fontanes steht, den Entschluss fasste, seinen Roman „Irrungen, Wirrungen“ in den Mittelpunkt meiner Habilitationsschrift zu stellen. Der nächste richtige Schritt war, diese Habilitationsschrift nicht zu beenden und einzureichen, um anschließend nach einer Anstellung als Professor für Germanistik zu streben,

sondern mich für eine Existenz als Schriftsteller zu entscheiden. Ein problematischer, dann aber auch wieder richtiger Schritt, denn tatsächlich bin ich als Schriftsteller Mitglied der Klasse der Künste dieser Akademie geworden.

Einen weiteren richtigen Schritt tat ich, als ich vor einigen Jahren daran ging, meine alte Liebe zu Fontanes Romanen, die in meiner unvollendeten Habilitationsschrift vor sich hin schlummerte, noch einmal zu wecken und in ein kleines Buch zu gießen. Dessen Hauptaufgabe sollte es sein, kurz gesagt, den Autor Fontane und sein Werk davor zu bewahren, in das Gefängnis historischer, also obsolet gewordener Literatur gesperrt zu werden.

Wie genau kam es dazu? Ich hatte damals den Deutschunterricht meiner Söhne verfolgt und dabei leider erleben müssen, dass sie gerade unter dem Roman „Irrungen, Wirrungen“ regelrecht zu leiden hatten, also unter einem Text, auf den ich einmal eine akademische Laufbahn gründen wollte und den ich bis heute immer wieder mit großem Vergnügen lese. Ich wollte damals eingreifen, aber natürlich nicht, indem ich die betreffenden Deutschlehrer ins Gebet nehmen würde.

## VII. VERANSTALTUNGEN UND PUBLIKATIONEN

Das hätten mir meine Söhne schwer verübelt; sie verbateten sich mit Recht jede Einmischung eines besserwisserischen Vaters. Also beschloss ich, nicht nur für Deutschlehrer, sondern kurz und knapp für alle Leser vorzuführen, wie man Fontanes Romane eben nicht als Dokumente einer überkommenen Zeit, sondern als Beispiele durchaus aktueller, um nicht zu sagen: überhistorischer Probleme und Gegenstände lesen kann. Das kleine Buch mit dem Titel „Und alles ohne Liebe. Theodor Fontanes zeitlose Heldinnen“ ist zu Beginn des Fontane-Jahres 2019 erschienen und durfte sich über eine zweite Auflage freuen. Ich erwarte praktisch jede Nacht, dass mir der verehrte Kollege Fontane nachts im Traum erscheint, um sich bei mir für meine Rettungstat zu bedanken. Aber er wird wahrscheinlich nicht oder erst sehr spät erscheinen, denn er muss sich zuerst bei all denen bedanken, die mit so vielen Veranstaltungen und Publikationen seinen 200. Geburtstag begangen haben. Da stehe ich mit meinem kleinen Buch sicher ziemlich weit hinten auf seiner Liste.

Mein nächster richtiger Schritt hin zu diesem Pult war, mich bei der Anfrage des Sekretars unserer Klasse, wer den diesjährigen Leo-Brandt-Vortrag halten möchte, nicht reflexartig wegzuducken und nach guten Entschuldigungen zu kramen. Stattdessen hob ich im Stile eines leicht verspäteten Helden- oder vielleicht auch nur Strebertums die Hand, woraufhin ich den Job und ein paar äußerst dankbare Blicke der Anwesenden bekam.

Damit stand ich, und mit mir Theodor Fontane, schon fast an diesem Pult. Den letz-

ten Schub gab uns unser Präsident Professor Löwer. Er hatte mein kleines Buch gelesen und schrieb mir einen durchaus schmeichelhaften Brief über seine Lektüre. Ich las diesen Brief höchst angetan; und nur zu verständlich war mir der Wunsch des Präsidenten, ich möge Fontane als Thema für den diesjährigen Vortrag wählen. Immerhin stand ich einigermaßen in der Materie, und ein Beitrag unserer nordrhein-westfälischen Akademie zum Geburtstag eines preußischen Dichters liegt nicht ganz fern. Schließlich waren wir hier an Rhein und Ruhr auch einmal Preußen, und womöglich sind wir es auf eine vertrackte Art und Weise immer noch, auch wenn wir nicht gerade einem unserer vielen Fußballvereine zujubeln, die Borussia heißen. Ich übermittelte also der Akademieverwaltung den Titel meines Vortrags, den ich aus dem Handgelenk so formulierte, wie er jetzt auf dem Flyer steht, um mir damit möglichst viele inhaltliche Füllungen offenzuhalten.

Das allerdings wäre nun um ein Haar der erste richtig falsche Schritt gewesen. Denn um den Roman „Vor dem Sturm“ hatte ich bislang einen weiten Bogen gemacht. Oder, unmetaphorisch gesprochen: Den hatte ich noch nie gelesen. Was ich über den Text wusste, ging kaum über den entsprechenden Wikipedia-Artikel hinaus. Tatsächlich hatte ich mich bislang um den Roman herumgedrückt, weil ich fürchtete, ich könnte mich bei der Lektüre eines patriotischen Romans über die preußischen Befreiungskriege womöglich für meinen geschätzten Kollegen schämen. Ich wollte ihn, den verehrten Vater von Effi, Lene und Stine, lieber nicht beim vertraulichen

Umgang mit preußischen Nationalhelden und französischen Erbfeinden antreffen. Sie kennen das vielleicht, wenn Sie einen guten Bekannten oder Freund haben, der eigentlich ein prima Kerl ist, aber leider einem Hobby frönt, das Ihnen peinlich ist. Auch hier spreche ich wieder aus Erfahrung, und zwar wesentlich aus der Erfahrung, die andere mit mir machen. Kein weiteres Wort darüber. Zurück zu meinem Vortrag.

Über den war nach meiner spontanen Ankündigung die Entscheidung gefallen, und als mir jenseits von Spontanität und Mut erste Bedenken kamen, rief ich mir zu: „Nicht verzagen! Viel Feind, viel Ehr! Nur Mut! Das schaffst du schon.“

Und die Chancen standen doch gut. Immerhin hatte ich mit einigem Vergnügen an der eigenen Chuzpe acht Romane Theodor Fontanes frech aus ihren historischen Kostümen geschält und in die Gegenwart gebeamt. Dafür hatte ich viel Bestätigung von meinen Lesern und Zuhörern bekommen. Also wäre es doch nur folgerichtig und erfolgversprechend, wenn ich mich jetzt mit Fontanes dickem Historienwälzer anlegte. Ich hatte gewissermaßen mein chirurgisches Besteck zur Transformation der Texte entwickelt, warum sollte ich mich vor einem neuen Patienten fürchten?

Aber ach! Sie werden das vielleicht kennen: Wie schnell wird aus Selbstvertrauen Selbstüberschätzung, aus Mut Tollkühnheit. Ich will meine erste Lektüre von „Vor dem Sturm“ im Frühjahr 2019 nicht eine Qual nen-

nen, das war sie nun wirklich nicht. Aber sie war wie ein Aufenthalt in einem Labyrinth, oder vielleicht besser: in einem Spiegelkabinett, wo die Dinge, auf die man zugeht, sich entfernen, und die Dinge, nach denen man greifen will, gar nicht existieren, während man gleichzeitig gegen unsichtbare Wände läuft.

Handfestes, aber dann auch gerade nicht handfestes Buchmaterial dieser Lektüre waren übrigens die zwei Bände „Vor dem Sturm“ aus einer zu Zeiten des Zweiten Weltkriegs gedruckten und heute vollkommen vergessenen Fontane-Ausgabe, die mit einem Nachlass auf mich gekommen war. Allem Anschein nach waren die Bücher nie gelesen worden, dennoch zerfielen sie mir fast bei der Lektüre, weil man, wahrscheinlich kriegsbedingt, nur ganz minderwertiges Material zu ihrer Herstellung verwendet hatte. Ich gab mir die allergrößte Mühe, das Zerbröseln der Textseiten und das Platzen der Buchrücken nicht symbolisch aufzufassen!

Für die erste Lektüre der ca. 750 Seiten brauchte ich mehr als eine Woche. Und sie machte mich ratlos. Was um Himmels willen sollte ich bloß dazu sagen? Wo war die zündende Idee? Wo war der Griff, an dem ich diesen Text packen und in die Gegenwart ziehen könnte? Ich fand nichts dergleichen; ein Zurück aber gab es nicht mehr, der Vortrag war angekündigt, die Flyer waren im Druck.

Nach einer Verschnaufpause, in der ich mich nach Kräften vom Gegenstand der deutschen Befreiungskriege ablenkte, wiederholte

## VII. VERANSTALTUNGEN UND PUBLIKATIONEN

ich die Lektüre, jetzt mit den entsprechenden Bänden der großen Brandenburger Fontane-Ausgabe, der wahrscheinlich in diesem Jahrhundert keine bessere mehr folgen wird. Grund für meinen Buchwechsel war nicht so sehr, dass ich der Textgestalt in der Kriegsausgabe misstraut hätte. Es ging mir vielmehr um den Anmerkungsteil der neuen Ausgabe, der mir dabei helfen sollte, den historischen und geografischen Hintergrund des Romans möglichst zuverlässig und, wie das heute so schön heißt: zielführend aufzuschließen. Zusätzlich lag bei der zweiten Lektüre noch ein Laptop zur weiterführenden Recherche neben mir. Anmerkungsapparat und Laptop führten dann allerdings dazu, dass ich permanent Gefahr lief, mich in diversen Recherchen vollständig zu verlieren. Mit ein paar Klicks geriet ich vom Hölzchen übers Stöckchen in den Wald, zum Beispiel vom 29. Bulletin der Großen Armee zur Biografie Napoleon Bonapartes und der Chronologie seiner Feldzüge. Bald kam ich mir vor wie in einem altfränkischen Geschichtsunterricht, in dem man die preußischen Könige und die Schlachten der Koalitionskriege paukt.

Sie vermuten jetzt wahrscheinlich richtig: Ja, auch diese zweite Lektüre führte nicht dazu, dass der Text sich vor mir so freundlich aufschloss, wie es Fontanes Berliner Gesellschaftsromane getan hatten. Gestatten Sie mir, Ihnen zur Erläuterung zu schildern, was genau mir damals bei deren Lektüre geschehen war.

Ich wähle gleich das populärste Beispiel: den Roman „Effi Briest“. Dessen Hauptfigur hatte ich schon bei unserer ersten Begegnung

über ein Jahrhundert hinweg zu mir sprechen hören. Und was sagte sie zu mir? „Hallo, mein Lieber“, sagte sie. „Lass dich von dem, was man allgemein so über mich sagt, nicht blind und taub machen. Höre nicht auf Herausgeber, Interpreten und Filmemacher. Sieh mich ruhig mit deinen eigenen Augen an, so, als stünde ich jetzt neben dir, vielleicht als ein 17-jähriges Mädchen auf einem Berliner S-Bahnhof, das gedankenverloren auf sein Smartphone schaut.“

Genau das tat ich auch, und so sah ich in Effi nicht bloß das bedauernswerte und willenlose Opfer einer autoritären und patriarchalischen Ära, in der die Diskriminierung von Frauen ein fester Bestandteil des Gesellschaftskonzeptes war. Natürlich sah ich, was man Effi im Namen des Systems antat, aber mit dieser Wahrnehmung sollte der Roman für mich nicht enden; meines Erachtens begann er damit erst, um dann genauestens zu zeigen, wie ein junger Mensch auf eine frühe Entmündigung und Deformation reagiert. Indem ich es nicht zuließ, Effi bloß ein weiteres Mal zum Opfer zu machen und auf diese Rolle für ewig und alle Zeiten festzulegen, konnte ich sie als Individuum erkennen, das heißt als einen Menschen, der im Rahmen seiner Möglichkeiten so und nicht anders handelt und sich damit auch wesentlich selbst konstituiert.

Effis Selbstkonstruktion besteht allerdings leider nicht darin, gegen ihre Entmündigung anzukämpfen. Dabei hätte sie dazu größere Möglichkeiten als viele andere zwangsverheiratete junge Frauen dieser und anderer Epochen. Immerhin ist sie die Gattin eines

aufstrebenden Beamten. Ihre entfernte Schwester Mathilde Möhring aus Fontanes gleichnamigem Roman schafft es aus einer viel schlechteren Startposition, an der Seite ihres Mannes von dessen Aufstieg zu profitieren, wenigstens eine Zeit lang. Doch was tut Effi? Statt darauf hin zu arbeiten, demnächst als Ministergattin in der Hauptstadt einen eigenen Salon und vor allem ihre eigenen Freiheiten zu haben, bleibt sie trotz Ehe und Mutterschaft ein Kind, im Herzen und im Geiste. Man hat sie misshandelt, das steht nicht infrage. Man hat ihre Kindheit brutal beendet, ihre eigene Mutter hat sie zum Objekt eines infamen Menschenhandels gemacht und sie überdies dazu verdammt, genau wie sie selbst eine lieblose Beziehung zu einem wesentlich älteren Mann einzugehen. Doch was tut Effi? Sie beugt sich zwar in den formalen Akt der Ehe, beharrt ansonsten aber trotzig auf ihrer Kindlichkeit.

Ich wiederhole es gern: Die Traumatisierung des 17-jährigen Mädchens war auch mir verständlich und nachvollziehbar. Aber war der Text nicht viel zu differenziert, um eine ewige Wiederholung des Satzes „Die arme Effi, sie kann doch nichts dafür“ zuzulassen? Ich jedenfalls sah in ihr nicht nur das arme Opfer, sondern auch den jungen Menschen, der sich entschieden vor der Verantwortung für sein Leben drückt, indem er im Reservat einer verspäteten und am besten endlosen Kindheit verharret.

Genau dieses Phänomen aber kennen wir aus der Gegenwart. Schon die jetzt 60-Jährigen haben sich nicht mit der gleichen Verve und

Begeisterung in ihr Erwachsenwerden geworfen wie ihre Vorgänger-Generationen. Ich spreche damit ganz bewusst auch von mir selbst. Als man mich mit Mitte vierzig bei Lesungen noch als jungen Autor ankündigte, spürte ich kaum einen Impuls zum Widerspruch. Doch als ich dann später die rührseligen Rituale bei den Abitur- und Schulentlassfeiern meiner Söhne beobachtete, war selbst ich erschüttert. Statt eine große Befreiung ihres Lebens zu feiern, den Übertritt in eine selbstbestimmte Existenz, lagen sich da 18-Jährige weinend in den Armen, als stehe definitiv nichts mehr zu erwarten, das so großartig sein könnte wie das vom Stundenplan organisierte Leben in der gymnasialen Oberstufe.

Die Abiturienten schwammen damit freilich nicht nur in Tränen, sondern auch im Mainstream unserer Bewusstseinsgegenwart. In einer dramatisch alternden Gesellschaft gilt Kindheit heute verbreitet als Paradiesesraum und kindliche Naivität gar als eigentlicher Sitz von Wahrheit und Moral. Das prominenteste Beispiel dafür ist momentan die 16-jährige Klimaaktivistin Greta Thunberg, deren Auftreten und Wirkung zumindest mich sehr stark an die gleichaltrige Jeanne d'Arc vor 600 Jahren erinnert.

So viel zu dem Roman „Effi Briest“, wie gesagt als Beispiel für meine Bemühungen um eine Transformation fontanescher Texte ins Gegenwärtige beziehungsweise, nun ja, ein starkes Wort: ins Überhistorische. Was um Himmels willen aber mache ich mit einem 750 Seiten starken Roman, der in einem vorbürgerlichen Zeitalter spielt, in einem

## VII. VERANSTALTUNGEN UND PUBLIKATIONEN

Bewusstseinsraum, der noch kaum berührt ist von den Konsequenzen der europäischen Aufklärung und der überdies in einer längst obsoleten Landadelsgesellschaft angesiedelt ist. Was mache ich zudem mit einem Roman, der sich mehr oder weniger eng an die historischen Ereignisse nach der Niederlage der französischen Armee in Russland anlehnt?

Ich war und blieb ratlos. Um etwas Zeit zum Nachdenken über den Text zu gewinnen, wandte ich mich seinem Autor zu und versuchte mir klarzumachen, wo genau das Romanprojekt „Vor dem Sturm“ in seinem Leben anzusiedeln ist. Nun muss ich eins vorwegschicken: Eigentlich hege ich eine große Scheu vor solchen biografischen Bezugnahmen. Während meiner Zeit an der Universität, im Ganzen immerhin fast zwanzig Jahre, gehörte ich einer streng hermeneutischen Schule an, vertreten durch meinen damaligen Lehrer und Doktorvater Helmut Arntzen. Diese Schule lehnte eine Beschäftigung mit der Biografie des Autors zur Einschätzung seiner Werke nahezu kategorisch ab und forderte stattdessen die absolute Konzentration auf den Text. Der literarische Text, so der Leitgedanke, ist keine Mitteilung eines konkreten Autors an einen potenziellen Leser, sondern ein autonomes sprachliches Gebilde, das sich von seinem Schöpfer abgelöst hat. Überdies läuft jeder Bezug auf Person und Leben des Autors auf den Zirkelschluss hinaus, die Literatur durch die Person erklären zu wollen, während die Person durch ihre Literatur erklärt wird.

Für mich klingt das bis heute überzeugend. Ich unterstütze, ja manchmal predige

ich sogar diese Herangehensweise an literarische Texte. Über vierzig Jahre des eigenen Schreibens haben mir immer wieder vor Augen geführt, manchmal ziemlich schmerzlich, was für ein aberwitziges Kuddelmuddel die Beziehung zwischen Leben und Text ist. Nicht einmal für mich selbst ist immer nachvollziehbar, was eigentlich mit wem zusammenhängt, was ich wann gewollt habe und was dann daraus geworden ist.

Außerdem glaube ich inzwischen zu begreifen, wie bescheiden und unsicher die Materialbasis ist, auf die sich biografische Deutungen stützen. Da sind zum Beispiel diese immer wieder zitierten Briefstellen mit Selbstauskünften und Selbstinterpretationen der Autorinnen und Autoren. Aber wer bürgt denn für die Gültigkeit dieser zufällig erhaltenen Dokumente? Und wer kann mir beweisen, dass sich nicht in all dem, was nicht erhalten ist, zum Beispiel in all den nicht aufgezeichneten Gesprächen, das genaue Gegenteil finden ließe? Und wer weiß, vielleicht sind viele Selbstauskünfte, die Schreibende über ihre Texte hinterlassen haben, bloß aus einer Verlegenheit entstanden, an einen bestimmten kommunikativen Zweck angepasst oder gar, aus welchen Gründen auch immer, reinweg gelogen. Mit Sicherheit habe ich selbst nach Lesungen, gleichermaßen begeistert wie ermüdet, so Einiges über meine eigenen Texte gesagt, dessen ich mich schämen würde, wenn ich es gedruckt läse.

Und trotzdem! Wenn man verunsichert ist, greift man zu Mitteln, die man zuvor abgelehnt hat. Der berühmte Strohalm,

Sie wissen schon. Also vertiefte ich mich in eine Fontane-Biografie. Als sehr gut geeignet dazu erwies sich die jüngst erschienene von Michelangelo d'Aprile, die das Leben des Autors in die Bewusstseinsgeschichte des 19. Jahrhunderts einbettet. An diese Lektüre ging ich nun vor allem mit der Frage heran: Wer war Fontane, als er „Vor dem Sturm“ schrieb? Und die ziemlich spektakuläre Antwort lautet: Er war ein Mann, der gerade am wichtigsten Wendepunkt seines Lebens stand – und das mit fast sechzig Jahren!

Sie wissen es wahrscheinlich: Theodor Fontanes Autorenbiografie nimmt einen höchst ungewöhnlichen Verlauf. Er ist Sohn eines Apothekers, der die bürgerliche Existenz seiner Familie ebenso wie die Karriere seines Sohnes durch seine Spielleidenschaft ruiniert. Ohne die finanziellen Mittel, ein eigenes Geschäft zu gründen, und unzufrieden mit der Aussicht auf ein lebenslanges Dasein als Apothekergehilfe, versucht Fontane bereits mit Anfang zwanzig, eine Existenz als Schreiber aufzubauen. Dazu fühlte er sich berufen; allerdings fehlt es ihm an nachweisbarer Bildung, er kann weder Abitur noch Studium aufweisen, er hat keinen Zugang zu den wichtigen literarischen Kreisen oder Verlagen, überdies muss er schon bald für eine mehrköpfige Familie sorgen. So entwickelt sich ein Autorenleben, in dem die Frage nach der Verwertbarkeit, oder radikaler gesagt: nach der Verkäuflichkeit der eigenen Produktion immer ganz oben steht. Fontane erlebt alle Nachteile der Selbstständigkeit, des „freien“ Schriftstellertums, folglich träumt er den Traum von einer Festanstellung. Sie mag noch

so bescheiden sein, Hauptsache, sie wirft ein einigermaßen sicheres, regelmäßiges Gehalt ab und verhindert, dass drei unverkäufliche Balladen und zwei zurückgewiesene Feuilletons die Familie ans Hungertuch bringen.

Für diese Anstellungen schluckt Fontane vier Jahrzehnte lang Kröten, schwarz-weiße Kröten, denn sie haben überwiegend die Gestalt jenes preußischen Staates, gegen den er im Revolutionsjahr 1848 noch auf die Barrikaden gegangen war. Aus ökonomischer Not schlägt er sich auf die Seite derer, die die erste bedeutende demokratische Revolution auf deutschem Boden unterdrückt und abgeschüttelt haben und seitdem einen autoritären Konservatismus unter pietistischer Tünche pflegen. Fontane lässt sich anstellen, als politischer Korrespondent, später als Redakteur eines linientreuen Regierungsblattes. Das sind schwierige Jahre für einen Mann, der ein anderes Bild von sich hat, aber nie die Chance bekommt – oder sie vielleicht aus Ängstlichkeit und Kleinmut verpasst –, sich ganz auf seine Literatur zu stellen und sich ausschließlich in ihr zu realisieren.

Oder ist es vielleicht anders? Ich bitte den großen Kollegen für das Folgende um Verzeihung: Aber womöglich haben wir es bei Fontane mit einem Autor zu tun, dem schlicht und einfach bis weit in seine Fünfzigerjahre noch nicht bewusst war, was er wirklich konnte und wohin er sich wenden sollte. Das wäre jedenfalls der verzeihlichste Grund für das Halbe und Ungenügende seines Lebens, das er selbst am stärksten empfand.



## VII. VERANSTALTUNGEN UND PUBLIKATIONEN

Nur darf man nicht den Fehler machen, ihn als Paria des Literaturbetriebs zu betrachten. Es war nicht so, dass er gar nichts erreicht hätte. Allmählich war er ein bekannter und geschätzter Autor geworden, seine Verbindungen im hauptstädtischen Netzwerk von Journalismus und Kulturbürokratie waren ausgezeichnet. Aber letzten Endes war und blieb er der Verfasser und Redakteur von Gebrauchsprosa, die zum großen Teil sehr eng an den tatsächlichen oder den unterstellten Bedürfnissen der preußischen Autoritäten und der staatstragenden Leserschichten ausgerichtet war. Ein Schriftsteller im emphatischen Sinne war er nicht.

Als prominentestes Beispiel dafür nenne ich seine berühmten „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. Ende der 1850er-Jahre, mit etwa vierzig, erfand Fontane diese Gattung, dieses „Format“, wie man heute sagen würde: eine durchaus persönlich gehaltene Mischung aus Reisebericht, Lokalfeuilleton und historischer Abhandlung. Diese Erfindung erwies sich als ökonomischer Glücksgriff. Dabei waren die „Wanderungen“ eine reine Kopfgeburt, ein zunächst ganz abstraktes Geschäftsmodell. Bei einem Aufenthalt in der geschichtsträchtigen schottischen Landschaft, die den Hintergrund zu Walter Scotts damals extrem populären historischen Romanen bildet, kam Fontane die Idee, doch einmal die heimische Mark Brandenburg nach ihren historischen Spuren und Verweisen abzuwandern. Als er die Gattung dann erfolgreich etabliert hatte, lag eine wahre Unmenge an verwertbarem, also verkäuflichem Material vor ihm. Zudem trafen die „Wanderungen“ auf

ein sich verstärkendes preußisches Nationalbewusstsein. Und genau dem verschaffte Fontane das geografische und historische Material zum Stolz auf eine Heimat, die auf den ersten Blick eher karg, wenn nicht gar ärmlich und geschichtslos wirken konnte.

Dreißig Jahre lang hat Fontane das „Geschäftsmodell“ der „Wanderungen“ betrieben. Es hat mitgeholfen, sein Einkommen zu sichern, das steht außer Zweifel. Aber wenn ich mich in eine Zeitmaschine setzen und in die frühen 1860er-Jahre zurückreisen könnte, würde ich dem großen Kollegen lebhaft davon abraten. „Theodor“, würde ich sagen, „die Zeit, die du für diese umfangreichen Recherchen und die anschließende Textproduktion benötigst, sie fehlt dir für das Verfassen anderer Texte. Statt der fünf Bände der „Wanderungen“, die du schreiben wirst, könntest du wahrscheinlich das Doppelte an Romanen schreiben, die praktisch überhaupt keiner Recherchen bedürfen.“ Was er mir wohl geantwortet hätte? – Genau dasselbe gilt übrigens für die Berichte, die Fontane als quasi-staatliche Auftragsarbeit über die preußischen Kriege gegen Dänemark 1864, gegen Österreich 1866 und gegen Frankreich 1870/71 verfasste und die ihn während der 1870er-Jahre stark in Beschlag nahmen.

Aber ich sagte es eben schon: Die Frage ist nicht leicht zu beantworten, ob sich Fontane, wie meine geschätzte Autorenkollegin Katja Lange-Müller immer so schön sagt, „mit dem Geldverdienen von der Arbeit abgehalten hat“. Womöglich musste er so viele Jahre durch die Mühle des journalistischen Broterwerbs und

die Abhängigkeit von der preußischen Staatsbürokratie gehen, bis aus ihm der Theodor Fontane wurde, der Bücher wie „Effi Briest“ und „Irrungen, Wirrungen“ schreiben konnte.

Genug der Spekulation. Nähern wir uns jetzt dem Moment, an dem der Roman „Vor dem Sturm“ erscheint. Im Frühjahr 1876 schien für Fontane endlich in Erfüllung zu gehen, worauf er seit Jahren hingearbeitet hatte: eine lukrative Festanstellung in der preußischen Kulturbürokratie. Schritt für Schritt hatte er seine journalistische Tätigkeit weg von der politischen Tagesarbeit und hin zur Kunst- und Theaterkritik verlagert, er hatte eine mehrmonatige, ziemlich strapaziöse Bildungsreise nach Italien unternommen, um seine Kunstkenntnisse zu vervollständigen. Überdies wurde sein lange gepflegtes Netzwerk für ihn aktiv, und so erhielt er tatsächlich eine Anstellung als, heute würde man sagen, Geschäftsführer in der königlichen Akademie der Künste zu Berlin.

Was für ein gewaltiger Karrieresprung für jemanden, der kein Studium und nicht einmal das Abitur vorweisen konnte! Kurz sah es so aus, als habe Fontane nach über dreißig Jahren mehr oder weniger ungeliebter Lohnschreiberei eine Position erreicht, in der er an herausgehobener Stelle gestaltend tätig werden könnte, im Kreis jener Künstler, auf die die Sonne des preußischen Hofes schien, als habe er Einfluss auf die künstlerische Gestaltung der Hauptstadt Berlin, die sich seit der Reichsgründung anschickte, mit den anderen Metropolen der großen europäischen Staaten gleichzuziehen. Schlagartig verdop-

pelte sich sein Jahreseinkommen, der Titel eines Geheimrates schien ihm sicher. Man könnte allerdings auch sagen: Jetzt standen die Weichen so, als sollten Effi, Stine, Mathilde, Melanie, Lene und die anderen Heldinnen seiner Romane nie das Licht der literarischen Welt erblicken.

Dass dies doch geschah, verdanken die Literaturgeschichte und wir Leser dem Maler Anton von Werner. 1876 war Werner erst dreiunddreißig Jahre alt, doch er hatte bereits eine glänzende Karriere gemacht. Gerade war er zum Direktor der Abteilung bildende Kunst in der Akademie ernannt worden. Weitere Auszeichnungen und bedeutende Positionen in der Kultusbürokratie sollten folgen. Werner ist ein Maler, dessen Werk schon zu seinen Lebzeiten weitgehend obsolet wurde und dem heute keine besondere Aufmerksamkeit mehr gilt. Dennoch werden die meisten von Ihnen eines seiner großformatigen Bilder kennen: Es ist das von der Proklamation Wilhelms I. zum deutschen Kaiser, auf dem alle wichtigen politischen und militärischen Akteure jener Zeit zu einem Tableau versammelt sind.

Mit eben solchen Bildern, die Szenen aus der preußisch-deutschen Geschichte in kritiklos überhöhter und dabei malerisch eher flacher Manier darstellten, hatte Werner schon in jungen Jahren Furore gemacht. Er war der Zeichenlehrer des späteren Königs Wilhelm II. und nach dessen Amtsantritt sein kunsttheoretischer und kunstpolitischer Sachwalter. In seiner kompromisslosen Ablehnung aller nicht-realistischen Kunst und seinem Abwehrkampf gegen die gesamte Moderne konnte er

## VII. VERANSTALTUNGEN UND PUBLIKATIONEN

bis zu seinem Tode 1915 auf die Unterstützung seines Kaisers zählen, nahm dabei aber in Kauf, allmählich zur Witzfigur zu werden.

Im Frühjahr 1876 aber ist er noch ganz der aufgehende Stern am preußischen Kunsthimmel, ein Mann, der jetzt das Sagen hat. Und genau so benimmt er sich dem fast fünfundzwanzig Jahre älteren Sekretär der Akademie gegenüber. Schon nach kurzer Zeit bittet Fontane, Herrn von Werner einen Privatsekretär zuzuordnen, da er sich von dem jungen Mann als Hilfsarbeiter und Laufbursche benutzt sieht. Von irgendeiner gestalterischen Kompetenz kann in seinem Arbeitsalltag nicht die Rede sein. Doch der Akademiedirektor stützt seinen Geschäftsführer zurecht. Es gebe schon einen Sekretär, sagt er, und das sei der Herr Fontane.

Versuchen wir einmal, uns den Konflikt dieser beiden szenisch und psychologisch vorzustellen. Klar ist, dass sie einander von Herzen verabscheuen. Sie sind so dramatisch verschieden, schon von Geburt an. Auf der einen Seite Werner, immerhin aus dem Adel stammend, jung und dynamisch, mit besten Verbindungen nach oben, ein humorloser Karrierekünstler mit ausgeprägtem Machtinstinkt. Auf der anderen Seite Fontane, nach damaliger Maßgabe ein alter Mann, von etwas zweifelhafter, kleinbürgerlich-hugenottischer Abstammung, seit Jahrzehnten Lohnschreiber in verschiedenen Diensten, ein ironischer Skeptiker.

Aber auf die Gefahr hin, jetzt ketzerisch zu werden: Haben die beiden nicht auch

einiges gemeinsam? Als Fontane in Werners Alter war, hatte er Balladen zum Ruhme preußischer Nationalhelden geschrieben, die sich hervorragend als Vorlage für Werners Gemälde geeignet hätten. Dasselbe gilt für seine Bücher über die preußischen Kriege und seine Ausflüge in die Geschichte der Mark Brandenburg. Ich denke, Fontane müsste geradezu blind gewesen sein, um in Werner nicht eine wesentlich jüngere und dazu unendlich erfolgreichere Variante seiner selbst zu sehen. Da steht ihm als sein Vorgesetzter ein Mann gegenüber, der es in kürzester Zeit perfekt geschafft hatte, seine Kunst in den Dienst des Staates zu stellen und sich selbst zum hoch-offiziellen Staatskünstler zu machen. Und dieser jugendliche Karrierist kommandiert ihn jetzt herum, ihn, der er sich doch eigentlich so ziemlich dasselbe gewünscht hatte. Vielleicht können wir uns vorstellen, wie Fontane sich fühlen muss, als er mit jemandem konfrontiert wird, der ihm seine eigene, schlecht kaschierte Lebenslüge als glänzende Erfolgsgeschichte präsentiert. Womöglich ist das kein schlechtes Thema für eine historische Novelle. Ich melde hiermit das Copyright darauf an.

Aber wie auch immer. Schon nach wenigen Wochen weiß Fontane, dass er in der Akademie nicht bleiben können. Er kündigt, dabei bleibt ihm die Demütigung nicht erspart, persönlich den Kaiser um seine Entlassung bitten zu müssen; man scheidet nicht mit einer kurzen Mitteilung aus einer preußischen Institution, die dem Hof so nahe steht. Sein Kündigungsschreiben an den Kaiser, abgefasst im Stile einer barocken Unterwerfung und Selbstbeichtigung, gerät ihm zu einer

satirischen Abrechnung mit dem preußischen Obrigkeitsstaat, aber es steht zu vermuten, dass dort niemand die Satire verstand. Fontane verlässt die Akademie; vertan ist damit die letzte Chance auf Stellung, Anerkennung und Renommee im preußischen Ständestaat.

Ein kurzes Intermezzo: Als ich meinen Vortrag bis zu dieser Stelle geschrieben hatte, meldete sich eine innere Stimme und sagte zu mir: „Hör mal zu, mein Lieber, wann wirst du denn endlich zur Sache kommen? Also zu diesem Roman. Nicht, dass dir dein Publikum in der Akademie noch wegläuft!“

„Nein“, antwortete ich der inneren Stimme: „Was das Weglaufen meines Publikums angeht, da mache ich mir keine Sorgen. Die allermeisten werden noch da sein. Das sind durchweg Leute, die die akademischen und bildungsbürgerlichen Traditionen hochhalten. Die zappen sich nicht gleich weiter zu einer anderen Veranstaltung, wenn ich ein paar gedankliche Umwege mache.“

„Außerdem“, fügte ich hinzu, „tue ich nur, was die akademische Redlichkeit mir gebietet: Ich präsentiere nicht irgendeine unpersönliche Erkenntnis auf dem wissenschaftlichen Silbertablett. Ich schildere vielmehr offen und ehrlich mein Lektüreproblem. Und ich bin mir sicher, ich tue das stellvertretend für viele Menschen, die es heute wagen, Fontanes Roman „Vor dem Sturm“ zu lesen.“

„Na gut“, sagte meine innere Stimme. „Aber jetzt geht’s doch hoffentlich zur Sache, oder?“

Ja, das stimmt, jetzt komme ich zu dem Roman, jetzt hebt er an, der „Sturm“.

Unmittelbar nach seiner Entlassung aus der Akademie beschließt Fontane, ab sofort im Wesentlichen nur noch das zu sein: ein Schriftsteller, der vom Verkauf seiner literarischen Texte lebt. Umgehend schließt er mit dem Verleger Hertz einen Vertrag über einen Roman ab, wohl gemerkt: einen erst noch zu schreibenden Roman! Den Vorschuss verwendet er, um zwei Monatsgehälter, die man ihm als Akademiesekretär zu viel gezahlt hatte, an die Staatskasse zurückzugeben. So kauft er sich buchstäblich mit einem Romanvorschuss aus dem Staatsdienst frei.

Aber Vorsicht! Hat er sich wirklich befreit? Zweifel sind angebracht. Effi, Lene, Stine und die anderen großartigen Figuren aus einem der bedeutendsten deutschen Romanwerke des 19. Jahrhunderts müssen immer noch auf ihre Geburt warten. Denn um endlich Schriftsteller zu werden, kramt der Ex-Sekretär und Ex-Redakteur Fontane einen schon fast zwanzig Jahre alten Entwurf aus seinem ach so gut gefüllten Schatzkästlein preußischer Themen und Motive. Schon Anfang der 1860er-Jahre hatte er über einen patriotischen Roman nachgedacht, der zum Beginn der Befreiungskriege spielen sollte. Er hatte mit demselben Verleger Hertz sogar schon einen Vertrag darüber abgeschlossen, aber dann verhinderte all die Jahre das Geldverdienen die Arbeit an diesem Roman. Jetzt endlich legt Fontane los und vollendet den Text in einer, zumindest nach meinen persönlichen Maßstäben, atemberaubend kurzen Zeit.

## VII. VERANSTALTUNGEN UND PUBLIKATIONEN

Der Vorabdruck in der literarisch nicht besonders renommierten Zeitschrift „Daheim“ beginnt im Januar 1878, während Fontane noch am vierten Band schreibt. Im September endet der Vorabdruck, und zum Weihnachtsgeschäft 1878, kurz vor Fontanes neunundfünfzigstem Geburtstag, sind die vier Bände in den Buchläden.

Und nun die bange Frage: Was hat der große Kollege in und mit diesem Roman geschaffen und geschafft? Hat er die Jahrzehnte dauernde preußische Umzingelung seiner Existenz durchbrochen? Hat er die Devotionsgesten dem Staat gegenüber aufgegeben? Hat er sich von dem Gedanken an ein Publikum freigemacht, das sein Geld vor allem für eine Bestätigung seiner patriotischen Überzeugungen ausgeben möchte?

Eine spontane Antwort lautet: Nein! Leider nein!

Denn was lese ich in „Vor dem Sturm“? Richtig! Schon wieder Preußen. Schon wieder ein großes patriotisches Thema. Wieder ein Beitrag zum Staatsgründungsmythos. Wieder Krieg, und natürlich wieder gegen den Erbfeind Frankreich. Wieder ein großer Preuße als Motivspender, diesmal Friedrich August Ludwig von der Marwitz, Vertreter des altmärkischen Adels und Gegner der hardenbergschen Reformen. Und dazu mit dem Oderbruch ein Schauplatz, den Fontane selbst in den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ gewissermaßen historisch abgegrast und umgepflügt hatte.

Wenn man „Vor dem Sturm“ übel will, dann kann man den Roman als das Resultat eines Beutezugs durch den eigenen Aktenschrank betrachten. Oder, schlimmer noch: als ein Konglomerat von erprobten Versatzstücken mit dem Zweck einer literarischen Risikominimierung. Seine Marketing-Devise könnte lauten: Wer viel von Preußen bringt, wird manchem Preußen etwas bringen.

Man könnte allerdings auch gnädiger sein und sagen: Der Roman ist ein typischer Erstling, in den der Autor alle eigenen Kenntnisse und Erfahrungen hineinkippt – in dem naiven Glauben, dass das Ganze mehr werden könnte als die Summe seiner Teile. Allerdings trifft so etwas eher auf die Erstlingswerke von Mittzwanzigern zu; und die gelingen womöglich sogar als biografischer Rundum- und Befreiungsschlag. Heute wird dergleichen als Coming-off-Age-Literatur besonders gefeiert. In unserem Fall ist der Autor jedoch fast sechzig Jahre alt; er müsste wissen, was er tut. Und überdies verwaltet und verfügt er über eine wahrlich überwältigende, ja, bedrohliche Menge an wenig persönlichem, sondern gediegenem und durchgewalktem Stoff.

Das kann doch nicht gut gehen! Oder doch? Stürzen wir uns also endlich kopfüber in den Text.

Ich beginne mit dem, was mir die Lektüre erleichtert, vielleicht sogar ermöglicht hat. Tatsächlich erkannte ich von der ersten Seite an „meinen“ Fontane, das heißt den Fontane, den alle Leser aus seinen Gesellschaftsromanen kennen. Die Beziehungen zwischen „Vor

dem Sturm“ und den späteren Texten sind deutlich, teilweise sogar überdeutlich, auch wenn Fontane das Format eines derart umfangreichen Romans später nicht wiederholte und sich von historischen Stoffen recht bald gänzlich abwandte.

Manches, ja, vieles aus „Vor dem Sturm“ wird dem Fontane-Leser in den Gesellschaftsromanen wieder begegnen. So lassen sich einige Figuren als Vorläufer oder sogar als Urtypen späterer, wesentlich bekannterer Akteure identifizieren. Dazu nur zwei Beispiele: Die in ihrer Glaubensstrenge gelegentlich kaltherzig wirkende und nahezu vollkommen humorlose Erzieherin Frau Schorlemmer weist voraus auf die überfromme und selbstgerechte Ehefrau des Grafen Holk in „Unwiederbringlich“. Und der bramarbasierende General Bamme, dem nun überhaupt nichts heilig ist, korrespondiert unter anderem mit dem Bankier Vanderstraaten in „L’Adultera“.

Das Wichtigste aber ist (wie immer in der Literatur) nicht das Wer, sondern das Wie. Bereits in „Vor dem Sturm“ hat Fontane ein literarisches Darstellungsmittel weitgehend entwickelt, das nahezu alle seine späteren Romane entscheidend prägen wird. Es geht dabei um die Konstruktion und die Funktion kleiner, in sich geschlossener sozialer Gebilde. Genauer, es geht um Grüppchen, Zirkel und Freundeskreise, die weitgehend hermetisch existieren und ganz spezielle Konversationsmuster ausgeprägt haben. Das gilt hier für das Haus von Vitzewitz ebenso wie für literarische Gesellschaft Kastilia, die Abendgesellschaften beim Grafen Ladalski,

die kleinbürgerliche Reunion bei der Witwe Hulen oder die Berliner Kneipenrunde.

Das herausragende Beispiel ist der nicht nur leicht, sondern höchst skurrile Kreis um die Gräfin Amalie, Schwester der Hauptfigur Bernd von Vitzewitz (so man in diesem Roman überhaupt von einer Hauptfigur reden kann). Amalie ist ein aus der Zeit Friedrichs des Großen übrig gebliebenes Bewusstseinsfossil. Sie redet und denkt mehr Französisch als Deutsch; sie hat wahrscheinlich immer noch nicht begriffen – oder will es nicht wahrhaben –, dass ihr geliebtes Frankreich der endlos durchnummerierten Ludwigs in der Revolution eine entscheidende Mutation erfahren hat. Folgerichtig versammelt sie um sich Gestalten, die ebenfalls in der Vergangenheit leben und diese damit repräsentieren.

Bereits in „Vor dem Sturm“ entwirft Fontane all diese Kleingruppen mit äußerster Sorgfalt, und es gelingt ihm, sie als verkleinerte Abbilder der bestehenden Gesellschaft und ihrer Bewusstseinshaltungen fungieren zu lassen. In seinen späteren Romanen werden solche Kleingruppen immer wieder auftreten und eine bedeutende Rolle spielen. Sie sind die Bühnen des eigentlichen Geschehens. Ich nenne nur die Kreise um den schon erwähnten Bankier Vanderstraaten in „L’Adultera“, um den alten Grafen in „Stine“, um den Apotheker Gießhübler in „Effi Briest“, um den Kommerzienrat in „Frau Jenny Treibel“ oder um den pensionierten Oberst von St. Arnaud in „Cécile“. Als kleine, gut eingeübte Chöre intonieren und wiederholen die Protagonisten ihre eingeschliffenen Redeweisen und Redens-

## VII. VERANSTALTUNGEN UND PUBLIKATIONEN

arten. Sie selbst und ihr Gerede mögen dabei skurril und durchaus individuell wirken, doch es spiegelt sich in ihnen das Bewusstsein der Zeit. Damit sind sie eines der grundlegenden, womöglich sogar das wichtigste Bauelement der fontaneschen Romankunst.

Kein Problem also für mich, die Handschrift des geschätzten Autors zu erkennen. Aber was war damit gewonnen? Noch nicht sehr viel, und eigentlich gar nichts, wenn es darum gehen sollte, den Text wie beabsichtigt in die Gegenwart zu transformieren, ihn also aus seinem historischen Kleid zu befreien, das ihm wesentlich enger sitzt als den späteren Gesellschaftsromanen. Also weiter im Text. Ich komme zur Großstruktur des Romans.

Hier durfte ich feststellen, dass mein größtes Lektüreproblem genau dasselbe Problem war, das schon die Erstleser des Romans vor hundertfünfzig Jahren hatten: nämlich seine Länge. Oder vielleicht sage ich besser: seine Breite. Ein an der Universität Darmstadt erstelltes und im Internet einzusehendes Figurenlexikon weist für „Vor dem Sturm“ hundertundfünf Figuren aus. Wohlgemerkt, das ist die Zahl der auftretenden Personen, nicht die Zahl der im Roman genannten Namen. Ich habe versucht, daraus die Zahl der Hauptfiguren zu bestimmen, aber sobald man über den engsten Kreis der Familie von Vitzewitz und der mit ihr verschwägerten polnischen Familie von Ladalinski hinausgeht, vervielfacht sich die Zahl; so viel Raum nehmen im Roman auch die sogenannten Nebenfiguren ein.

Schon von daher bestand für mich dauernd die Gefahr der Zerstreuung. Ich kam mir bei der Lektüre vor wie ein Seenotretter, der sich nicht entscheiden kann, wen von den vielen Schiffbrüchigen er in sein kleines Boot ziehen soll. Hinzu kam, dass die verschiedenen Lebens- und Gesprächskreise im Roman zwar alle miteinander in Beziehung stehen, aber ich vermochte das auch bei der zweiten, sehr aufmerksamen Lektüre nicht immer ganz präsent zu halten. Ich bin (meines Wissens) kein Autist oder Soziopath, doch in „Vor dem Sturm“ fürchtete ich dauernd, Figuren oder Handlungsstränge bei der wiederholten Begegnung nicht richtig zuzuordnen und in ihrer Funktion begreifen zu können.

Ich verstehe daher jeden Erstleser des Romans, der sich kopfschüttelnd fragt, welche Funktion eine seitenlange Auseinandersetzung zwischen zwei Antiquitätensammlern und Hobbyarchäologen hat, bei der es um die Frage geht, ob das Oderbruch zuerst von slawischen oder von germanischen Stämmen besiedelt worden war. Ebenso befremdlich kann die minutiöse Schilderung eines Gutshauses wirken, das einmal dem preußischen General Derfflinger gehört hatte.

Der gewiefte Fontane-Kenner würde solche Fragen nach der Funktion bestimmter Passagen wahrscheinlich (ausweichend) beantworten, indem er die Verbindungen zu entsprechenden Partien in den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ und anderen fontaneschen Texten aufzeigte. Ganz offenbar hat Fontane, ich sagte es eingangs bereits, seine eigenen Texte nach Kräften zweitverwertet.

Das mag noch angehen, so es der Schaffung einer möglichst authentischen Atmosphäre dient.

Aber was bitte hat im Roman das ausführliche Psychogramm einer Gastwirtsfrau zu suchen, die mit einem faulen und geschäftsuntüchtigen Mann geschlagen ist? Was sollen die langen Fachgespräche unter Freunden der Poesie über die zeitgenössische romantische Schule in der Literatur? Warum müssen wir wissen, dass und wie genau sich ein paar Berliner Kleinbürger auf einer steifen Party langweilen und gegenseitig unausstehlich finden? Und ich könnte noch weitere Fragen dieser Art stellen: Warum all diese Spukgeschichten? Warum ein seitenlanger Bericht über die Bekehrung eines einzelnen Eskimos durch eine Herrenhuter Missionsstation am Polarkreis? Und, und, und, ...

„Um Himmels willen! Das ist doch alles viel zu viel! Zu viel, zu lang und zu breit.“ Seit seinem Erscheinen 1878 wird der Roman von solchen Ausrufen des Missvergnügens begleitet. Schon für den Vorabdruck in der Zeitschrift „Daheim“ musste er sich eine Kürzung um etwa zwanzig Prozent gefallen lassen. Und über die Buchausgabe hieß es später fast einhellig, dass eine ungleich radikalere Kürzung um fünfzig oder mehr Prozent dem Buch nur gutgetan, es vielleicht sogar zu einem „Durchschläger“ gemacht hätte, ein zeitgenössisches Wort für „Schlager“ oder „Bestseller“, das damals auch Fontane nach eigenem Bekunden noch nie gehört hatte. Die Anweisungen der Leser und Kritiker waren jedenfalls einhellig: Weg mit dem ganzen

Firlefanzen, Konzentration auf die historische Lage und die militärische Handlung. Basta.

Folgt man dem aber versuchsweise, so sieht man meines Erachtens gleich, was es mit solch guten Ratschlägen wohlmeinend-genervter Leser auf sich hat. Ich bin mir ganz sicher, der Roman würde unter einem solchen Eingriff zu Tode kommen. Denn was ist eigentlich die sogenannte Handlung, auf die der Text sich konzentrieren soll? Ich versuche einmal, sie mit dem scharfen Skalpell aus dem Roman heraus zu trennen:

Der Baron Bernd von Vitzewitz, ein Witwer Mitte fünfzig mit zwei erwachsenen Kindern, hat 1795 den Militärdienst quittiert, weil er den Friedensschluss Preußens mit dem revolutionären Frankreich nicht akzeptieren wollte. Den Zusammenbruch der preußischen Armee bei Jena und Auerstedt im Herbst 1806 erlebt er bereits aus großer Distanz. Kurz darauf stirbt seine von ihm über alles geliebte Frau; und das geschieht unmittelbar nach einer Gesellschaft, die Vitzewitz auf seinem Gut für französische Besatzungsoffiziere geben musste und bei der es zu einem Duell zwischen ihm und einem französischen Offizier kam.

Als nun das 29. Bulletin der Großen Armee die katastrophale Niederlage in Russland eingesteht, sieht Vitzewitz den Moment für Preußen gekommen, aus der Allianz mit Frankreich auszuschneiden und sich militärisch gegen eben jenen Napoleon zu wenden, den er persönlich für das inkarnierte Böse hält. Er weiß zu diesem Zeitpunkt noch nichts



## VII. VERANSTALTUNGEN UND PUBLIKATIONEN

von der Konvention von Tauroggen, also vom Beginn des politischen Prozesses, der in den Seitenwechsel Preußens münden wird. Uninformiert, aber impulsiv wirft Vitzewitz dem preußischen König Unentschlossenheit und Feigheit vor. Und obwohl er weiß, dass er sich damit womöglich des Verrats schuldig macht, will er auf eigene Faust gegen die zurückflutenden Reste der französischen Armee vorgehen. Zunächst schmiedet er den Plan, deren Generäle gefangen zu nehmen, heute würde man das in der militärischen Fachterminologie einen Enthauptungsschlag nennen. Später will Vitzewitz sich gegen eine in der Nachbarschaft einquartierte französische Einheit wenden. Aber all diese Pläne zerschlagen sich. Noch im Rückzug ist die französische Armee den preußischen Amateurwiderständlern haushoch überlegen. Bevor die sich zu irgendeiner konkreten Aktion entschließen können, sind die Franzosen schon wieder in ihren Festungen oder in Paris.

Damit der Roman dennoch in eine starke Handlung, also in eine militärische Aktion münden kann, legt Fontane heftig Hand an die Geschichte, sehr heftig für einen historischen Roman, wie ich finde. Er verlegt den Aufruf König Friedrich Wilhelms III. vom 17. März 1813, mit dem die Aufstellung von Landwehrverbänden zumindest indirekt legitimiert wurde, ca. sechs Wochen nach vorne. Hoppla! Und dann lässt er Vitzewitz einen Überfall auf die französische Garnison in Frankfurt an der Oder organisieren, der kläglich scheitert, weil die von vornherein unsichere Unterstützung durch russische Einheiten ausbleibt. Einen solchen Überfall

aber hat es nie gegeben! Und hätte er tatsächlich Ende Januar/Anfang Februar 1813 stattgefunden, dann hätte er in echt preußischer Tradition alle seine Beteiligten wegen Hochverrats und Insubordination in die Nähe des Galgens gebracht wie Kleists Prinz von Homburg. Ich möchte daher so weit gehen zu sagen: Würde man die militärische Episode aus dem Kontext des Romans herauslösen, wie vielfach vorgeschlagen, so bekäme man einen Text, von dem nun wirklich nicht zu sagen wäre, was er eigentlich vermitteln will. Die historische Realität jedenfalls nicht.

Bleiben wir aber noch einen Moment bei der sogenannten Kernhandlung, also bei dem Aufstand, den das Volk unter der militärischen Führung des Adels gegen die französische Besatzung unternimmt. Timo Lüth ist in seiner Dissertation („Historische Rekonstruktion und politische Aktualisierung im Werk Theodor Fontanes. Diskurse zum Wandel von Staatlichkeit.“ 2015) der Frage nachgegangen, wie sich „Vor dem Sturm“ zur Frage des nationalen Widerstandes ohne die Deckung von König und Regierung verhält. Man kann sich das entsprechende Kapitel der Dissertation, die komplett im Internet steht, durchlesen, man kann es exzerpieren und das Exzerpt bei der eigenen Lektüre neben den Roman legen. So bekommt man eine wertvolle Handreichung, wie man die vielen Stellen, in denen es um Treue zum König, Treue zum Land und zur Heimat und um Treue zur Familie geht, miteinander in Beziehung setzen kann, sodass sie schließlich einen in sich mehr oder weniger geschlossenen Diskurs über den Umgang mit staatlicher Autorität ergeben.

Wie gesagt: Man kann das machen. Man wird nun wirklich nicht dümmer dabei. Aber – erleichtert oder bereichert es die Lektüre des Romans? Macht es sie zu einem literarischen Erlebnis?

Ich bin da sehr skeptisch. Ich weiß, dass alle Beispiele hinken. Aber mir käme es so vor, als würde man das Kochrezept neben ein anspruchsvolles Gericht legen, um beim Essen durch die gleichzeitige Lektüre den Geschmack daran zu finden. Oder, noch ein Beispiel, als würde man sich mit einer umfangreichen kunsthistorischen Abhandlung vor ein Bild von William Turner setzen, auf dem ein kleiner schwarzer Dampfer ein großes weißes Segelschiff abschleppt, in der Hoffnung, man werde durch die Lektüre vom Anblick der „Fighting Temeraire“ stärker ergriffen.

Es gibt mehrere Arbeiten wie die von Timo Lüth, aus denen sich solche Lektüreführer gewinnen ließen. Sie sind alle neueren und neuesten Datums. Erst in jüngerer Zeit schwindet zumindest die akademische Berührungangst gegenüber „Vor dem Sturm“. Dazwischen liegt eine lange, windstille Phase, wenn ich mir den Kalauer erlauben darf. Sie begann mit dem Erscheinen des Buches. Nur 1500 Exemplare wurden verkauft, trotz der Besprechungen in allen großen Blättern, die teilweise aus Gefälligkeit und Verbundenheit zum Autor geschrieben worden waren und in denen manche Kritiker ihr anderswo bekundetes Entsetzen über das Buch in freundliche Worte fassten. Die akademische Literaturwissenschaft griff später und für mehrere Jahrzehnte den Tenor der ersten, skeptischen

Rezeption auf, selbst dann noch, als Fontane längst auf dem Olymp der deutschen Literatur fest installiert war. Mit einer mehr oder weniger sanften Kritik an „Vor dem Sturm“ konnte man nichts falsch machen, keine Denkmalschändung betreiben; schließlich handelte es sich dabei um einen Erstling, um ein Debüt, dem gegenüber man sich ungestraft ein wenig schulmeisterlich verhalten kann. Dass der Debütant knapp sechzig war und bereits ein ganzes Leben als Schreiber und natürlich auch als Leser und Kritiker von Literatur hinter sich hatte, wurde dabei ausgeblendet. Nein, man blieb dabei: „Vor dem Sturm“ war diesem Herrn Journalisten aus Berlin so passiert, kurz bevor er der „große alte Fontane“ wurde.

Die jüngere Literaturwissenschaft spürte natürlich den dringenden Wunsch, dem zu widersprechen, so wie alle Kinder den dringenden Wunsch spüren, ihren Eltern zu widersprechen. Wenn Sie es genauer nachlesen wollen: Das Fontane-Handbuch, im Jahr 2000 herausgegeben von Christian Grawe und Helmuth Nürnberger, dokumentiert sehr gut, wie die Rezeption seit den 1960er-Jahren begann, den Roman ernst zu nehmen und ihn auf seine literarisch-formalen und inhaltlichen Elemente zu untersuchen. Sie tat und tut das seitdem ohne die zuvor geübte gönnerhafte Haltung, stattdessen mit Aufgeschlossenheit und Interesse, endlich auch eingedenk dessen, dass der Mann, der „Vor dem Sturm“ schrieb, nun wirklich kein heuriger Hase mehr war und sicher so versiert im Schreiben wie ein 29-jähriger Doktorand der Literaturwissenschaft.

## VII. VERANSTALTUNGEN UND PUBLIKATIONEN

Ich kann Ihnen diese Untersuchungen praktisch alle empfehlen. Stück für Stück retten Sie den Text für die Literaturgeschichte, etwa indem sie die Quellenlage recherchieren, die motivischen Innenbezüge des Textes und die Struktur seiner Voraussetzungen darlegen oder, wie die erwähnte Arbeit von Timo Lüth, die historischen und politischen Implikationen diskutieren. Alles sehr lesenswert.

Aber retten diese Arbeiten den Text auch für meine und Ihre Lektüre? Das heißt, für die Lektüre von ganz normalen Lesern, die mit Fug und Recht von einem literarischen Text erwarten dürfen, dass er auch ohne Begleitung eines Stapels von Sekundärliteratur lesbar ist. Ich bin und bleibe skeptisch. –

Nun haben sie es vielleicht schon bemerkt: Die Verwaltung der Akademie hat dafür gesorgt, dass draußen vor dem Saal einige Exemplare von „Vor dem Sturm“ liegen. Und diese Bücher liegen nicht nur da, sie warten auch. Sie warten – auf Sie, meine Damen und Herren. Es sind Exemplare der preiswertesten Ausgabe, die momentan im Handel ist. Mein Wunsch ist es, dass Sie eines davon erstehen, mit nach Hause nehmen und die Lektüre wagen. Und daher werde ich jetzt den Rest meiner Vortragszeit daran wenden, Ihnen in aller Kürze ein paar Hinweise und Verhaltensregeln zu geben, die Sie meines Erachtens einigermaßen sicher durch die 750 Seiten führen und die Ihre Lektüre nicht nur zu einem historischen Wissensgewinn, sondern auch zu einem Lesevergnügen machen. Diese Hinweise fußen natürlich auf meiner eigenen, keineswegs unproblematischen Lese-

erfahrung, von der ich Ihnen hier berichtet habe. Sie sind erlitten und erkämpft, aber gerade deswegen bin ich mir sicher: Sie sind das Beste, was ich Ihnen mitgeben kann.

Erstens. Lesen Sie eines dieser Taschenbücher. Lesen Sie den Roman nicht in den Bänden der Großen Brandenburger Ausgabe. Kein Wort gegen diese herausragende editorische Leistung! Aber glauben Sie mir, Sie laufen Gefahr, Ihre Lektüre zu ruinieren, wenn Sie permanent zugunsten irgendeiner preußischen oder märkischen Konnotation von der Fahne des Textes gehen und sich ins Unterholz der Geschichte schlagen. Historische Recherche ist literarische Desertation. Üben Sie sich vielmehr darin, Dinge, die sie nicht verstehen, nicht sofort wissen zu wollen. Weg mit dem Smartphone aus dem Lesezimmer! Wenn Sie nicht wollen, dass der Text zum historischen Dokument verkommt, dann tun Sie auch nichts, diese Tendenz zu befördern.

Und glauben Sie mir, das geht! Der Roman liefert ein Zeitgemälde, das man wahrnehmen und begreifen kann, ohne jedes Detail korrekt zu identifizieren. Wo immer es um Historisches und Politisches geht, vertrauen Sie darauf, dass der Text selbst mitteilt, was gewusst werden muss. Denken Sie vielleicht an das berühmte unvollendete Bild von Adolph Menzel, das einen anderen wichtigen Moment in der preußischen Geschichte zeigt, nämlich die Aufbahrung der Märzgefallenen von 1848 vor dem Deutschen Dom in Berlin. Das Bild enthält keine Erklärung, doch die Darstellungsabsicht des Künstlers ist

unübersehbar, wenn er die Särge der auf den Barrikaden getöteten Revolutionäre wie einen schwarzen Katarakt aus dem Kirchenbau herausquellen lässt, als wäre es das Gotteshaus selbst, das blutet.

Zweitens. Lassen Sie sich auf die Figuren ein. Ich meine damit: Begreifen Sie die Figuren weniger als Stellvertreter historischer Positionen oder sozialer Gruppen und mehr als unverwechselbare Individuen. Begreifen Sie sie als zusammengesetzte, in sich vielfach gebrochene und oftmals sogar widersprüchliche Charaktere.

Dazu nur ein einziges Beispiel, freilich das wichtigste: der Hauptakteur Bernd von Vitzewitz selbst. Fokussieren Sie sich nicht zu sehr auf das Scheitern und Gelingen seiner militärischen Aktion. Lassen Sie sich nicht zu sehr auf die von ihm stimulierten Diskussionen über Recht und Treue ein. Versuchen Sie lieber, Bernd als einen Menschen zu sehen, dessen individuelles Schicksal auf vertrackte Art und Weise mit der Zeitgeschichte verwoben ist, so, wie unser aller Schicksal es oftmals ist. Fragen Sie sich, ob es nicht möglich sein könnte, dass der manische Hass auf Napoleon, der ihn antreibt, gar nicht ausschließlich von seiner preußisch-adligen Gesinnung rührt. Vielleicht wird dieser Hass im Wesentlichen vom Tod seiner geliebten Frau genährt, den er mit der militärischen Niederlage und der anschließenden Okkupation in Verbindung bringt. Achten Sie darauf, inwieweit auch bei Vitzewitz die „großen“ historischen Erwägungen mit Spleens, Idiosynkrasien und den Resultaten persönlicher Verletzungen

durchsetzt sind. Fragen Sie möglichst selten, was dies oder das für Preußen oder die abstrakte Frage staatlicher Autorität bedeutet. Fragen Sie lieber, ob die Figur, die Ihnen unter der Lektüre womöglich ans Herz gewachsen ist, etwas lernt, ob sich etwas in ihr verändert oder ob sie unbelehrbar bleibt.

Drittens. Unter Bastlern und Modellbauern gibt es einen Satz, der einem helfen soll, die Ungeduld zu bekämpfen. Er lautet: „Betrachte jedes Detail als ein Modell, dann wirst du an einem Tag mehr fertigstellen als andere in einem Monat.“ Für diesen Roman bedeutet das: Lesen Sie die vielen Nebenhandlungen mit Nebenfiguren an Nebenorten so, als wären es in sich geschlossene, selbstgenügsame Texte. Beim Schreiben von „Vor dem Sturm“ ist in Fontane ganz ohne Zweifel sein Talent zur Gestaltung von Interieurs vollends durchgebrochen, Interieurs, die zum kleineren Teil aus Mobiliar bestehen, zum größeren aber aus den sprechenden Porträts besonderer Menschen, wobei deren Besonderheit nicht selten in ihrer Kauzigkeit oder ihrer Unauffälligkeit besteht. Widmen Sie diesen Partien, die oftmals kleine, in sich geschlossene Komödien inmitten eines großen und ausufernden Dramas sind, Ihre ganze Aufmerksamkeit, ohne gleich zu fragen, worin genau die Funktion besteht.

Vorsorglich habe ich Ihnen vor ein paar Minuten bereits ausgeplaudert, wie die militärische Aktion gegen Frankfurt an der Oder ausgeht. Damit habe ich mit voller Absicht verhindert, dass Sie aus „Vor dem Sturm“ einen sogenannten Pageturner machen, also

## VII. VERANSTALTUNGEN UND PUBLIKATIONEN

ein Buch, das man mit stierem Blick auf sein Ende liest. Ich würde nötigenfalls sogar noch weiter gehen und Ihnen hier und jetzt spoilern, wer von den Figuren den Roman überlebt und wer wen heiratet, nur damit Sie Ihre Lesegeschwindigkeit noch weiter senken und sich im Roman nicht mit einem Tunnelblick vorwärts bewegen, sondern mit einem Rundum-Blick aus Froschaugen.

Viertens. Ich sage viertens, aber eigentlich gehört das Folgende von Rechts wegen noch zu erstens oder zu drittens. Doch ich wiederhole mich gern: Dies ist ein Roman von Theodor Fontane. Er führt die just entwickelte oder zum Durchbruch gekommene Fähigkeit des Autors vor, seine Figuren durch ihre und in ihren Redebeiträgen zu erschaffen. Also hören Sie ihnen bitte zu. Natürlich geht es immer auch darum, was sie sagen. Aber das ist oft genug erwartbar. Wichtiger ist, wie sie es sagen. Und noch einmal: Auch wenn die Figuren sich hier in einem historischen Roman bewegen, sind sie keine Stellvertreter, keine Platzhalter, sondern unverwechselbare Individuen, die man, mit Johann Georg Hamann gesprochen, sieht, indem man sie hört.

Vier Leseanweisungen, meine Damen und Herren, die man noch auf drei reduzieren könnte. Sie reichen meines Erachtens aus, um den Roman „Vor dem Sturm“ nicht „schaffen“ oder „bewältigen“ zu können, sondern mit Genuss und Gewinn zu lesen.

Und jetzt ist es höchste Zeit, etwas zuzugeben. Ich hatte mir vorgenommen, Fontanes Romanerstling ähnlich wie seine Berliner

Gesellschaftsromane quasi im Handstreich in die Gegenwart zu entführen. Botho, Lene, Käthe und Gideon Franke aus „Irrungen, Wirrungen“ konnte ich an die Hand nehmen, ich konnte sie umkleiden und mit ihnen aus dem Roman ins Heute von Berlin Mitte oder Münster oder Düsseldorf treten. Mit den über hundert Figuren aus „Vor dem Sturm“ ist mir das so nicht gelungen, nicht einmal mit den wichtigsten unter ihnen. Dafür stecken sie vielleicht zu tief in einer Zeit, von der uns die Umbrüche der Französischen Revolution trennen. Der große Bewusstseinswandel, auf dessen uns zugewandter Seite die Figuren von Fontanes Gesellschaftsromanen stehen, hat sich in „Vor dem Sturm“ noch nicht vollzogen. Erst ganz am Ende des Romans, in einem allerdings höchst wichtigen Gespräch zwischen Bamme und Vitzewitz, fällt ein einzelner Lichtstrahl der Aufklärung auf die verschneiten Felder des Oderbruchs.

Aber „Vor dem Sturm“ ist deswegen kein totes Buch. Es ist eines, in dem der angehende Romancier Theodor Fontane seine besonderen Fähigkeiten an einen Gegenstand wendet, der ihre Entfaltung allerdings mehr verhindert als befördert. Etwas leger ausgedrückt: Die Mark Brandenburg, das Oderbruch, Napoleon, Preußen und die Befreiungskriege, sie hängen wie ein Treibanker an einem Text, der eigentlich sehr viel mehr darauf zielt, Individuen zu zeigen, die sich im Unklaren sind über ihre Bestimmung, ihre Verpflichtung und besonders über ihre Gefühle. In seinen späteren Gesellschaftsromanen wird sich Fontane auf höchst überschaubare Personenkonstellationen und

Problemstellungen konzentrieren. Romane wie „Stine“ oder „Irrungen, Wirrungen“ sind klar strukturierte Versuchsanordnungen mit Charakteren, die man mit ein bisschen Mut in jede Epoche transferieren und dort im neuen Kostüm inszenieren kann. So, wie man „Romeo und Julia“ im Berlin der Gegenwart neu aufführen kann, mit Yusuf und Svenja als Hauptfiguren. „Vor dem Sturm“ aber hat sich zumindest gegen meinen Transformationsversuch erfolgreich gewehrt. Für mich steckt der Text in seinem Stoff fest, so wie Fontane damals in seiner Vorstellung davon feststeckte, was für ein Autor er sei und was für einen Roman er schreiben sollte.

Ich schließe mit einer Frage, die ich nicht beantworten kann: Ist es eigentlich ein Wunder, dass Fontane nach der Enttäuschung, die „Vor dem Sturm“ ihm bereitete, nicht aufgab? Oder ist es vielleicht ganz anders? Bedurfte es womöglich dieses Romans, um sich den preußischen Stoff vom Leibe zu reißen, wie man sich bei der Flucht durch ein Dornengebüsch das Kleid oder die Uniform vom Leibe reißt? Jedenfalls erschien bereits 1882 mit „L'Adultera“ der erste der Berliner Gesellschaftsromane, die den Autor Fontane auf einer ganz anderen Bühne zeigen. Diese Bühne ist leer geräumt von allem, was Interesse und Zuneigung des zeitgenössischen Lesers garantieren soll. Was bedeutet: Sie ist frei für das, was ausschließlich aus einer menschlichen Verfassung rührt, die überzeitlich ist und an der sich bis heute wenig geändert hat. Bernd von Vitzewitz und die Seinen sind mit ihrer Zeit vergangen, Effi und Lene und Mathilde treffen wir an jeder Straßenecke.

Mit seinem allerletzten Buch, dem „Stechlin“ von 1898, kehrt Fontane schließlich noch einmal zurück zum Thema der preußischen Adelsgesellschaft. Doch jetzt schafft er es, durch die nach außen hin ziemlich unauffällige Sterbensgeschichte eines historisch unbedeutenden preußischen Landadligen eine höchst komplexe Gesellschaftsanalyse zu leisten. Im „Stechlin“ gelingt Fontane kurz vor seinem Tod etwas, von dem er in seinem ersten Roman noch nicht wusste, dass es Grund und Ziel seines Schreibens war.

Was für eine überaus glückliche Lebensgeschichte als Schreibensgeschichte! Ich könnte neidisch werden.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.